

HEYNE <

Emma Sternberg

Die Breznkönigin

Roman

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN



Verlagsgruppe Random House FSC® N001697
Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*
liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Originalausgabe 08/2013
Copyright © 2013 by Emma Sternberg
Copyright © 2013 by Wilhelm Heyne Verlag, München
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Redaktion: Anne Tente
Printed in Germany 2013
Umschlaggestaltung: © Eisele Grafik-Design, München
Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
ISBN: 978-3-453-40911-8

www.heyne.de

1

Es gibt ja diesen Spruch. Wenn Frauen Nein sagen, meinen sie Ja. Ein Riesenschmarrn, wenn man mich fragt. Wenn Frauen Nein sagen, dann meinen sie natürlich auch Nein, und zwar absolut unmissverständlich.

Das Problem ist bloß, dass sie nie Nein sagen.

Ich zum Beispiel. Jetzt in dieser Sekunde. Ich meine, geht's noch? Wie spät ist es? Fünf Uhr morgens? Vier? Auf alle Fälle eine Uhrzeit, zu der jeder halbwegs hirngesunde Mensch allerhöchstens leise »Himmelherrschaftszeiten« stöhnt, wenn das Telefon klingelt, sich dann die Decke über den Kopf zieht und versucht, den Blödmann, der anruft, zu ignorieren. Und was mache ich? Robbe quer übers Bett zum Nachtkästchen hin, räuspere mir den Schlaf aus der Kehle (als sei es anrühlich, um vier Uhr morgens noch unterm Plumeau zu liegen!), und hebe ab.

»Ja?«, sage ich freundlich.

So herum stimmt's schon eher: Wenn Frauen Ja sagen, meinen sie manchmal »Leckt mich doch alle mal am Arsch«.

»Fanny, i bin's«, krächzt es durch den Hörer.

Das Omilein, wer sonst. Es ist eigentlich immer das Omilein, wenn zu schwachsinnigen Zeiten das Telefon

klingselt. Seit wir eine Telefonanlage im Haus haben, *denkt* sie nicht einmal mehr daran, sich persönlich in meine Einliegerwohnung unterm Dach zu quälen. Sie drückt einfach die Zwei, und schwupps, hat sie mich dran.

»Omilein, was is denn?«, frage ich mit liebenswürdiger Stimme, dabei habe ich eine ungefähre Ahnung. Höchstwahrscheinlich ist ihr geliebtes Fuß-Vitalbad alle. Oder sie braucht neuen Allgäuer Latschenkiefer-Fußbalsam aus der Apotheke. Es hinterlässt eben Spuren, wenn man siebzig Jahre lang Tag für Tag in der Küche steht.

Dass sie mich deshalb mitten in der Nacht anruft, finde ich aber schon ein bisserl komisch.

»Was is?«, quietscht es aus dem Hörer. »Hast dein neuen Funkwecker scho wieder wegschmissen?«

Ich halte den Hörer zu und gähne leise. Den Funkwecker hat mir die Omi beim Quelleversand bestellt. Im Online-Shop, eh klar. Seit der Papa ein iPad hat, ist das Omilein ganz verrückt nach dem Internet. Mit dem iPad ist das Surfen ja auch kinderleicht. Das Omilein gibt die Anweisungen, der Papa tippt und wischt.

»Blödsinn«, sage ich.

»Dann schau halt drauf!«

Ich hebe den Kopf und blinzele.

Oha.

Es ist halb zehn.

Und plötzlich fällt mir auch wieder ein, was ich dem Omilein versprochen hatte: Sie um Punkt neun Uhr zum Aldi zu fahren. Da ist nämlich ab heute der Dorn-

felder im Angebot: die Flasche für 2,99. Nicht dass jetzt einer denkt, bei uns werden die Gäste mit Billigzeugs abgespeist, nein, alles allerbeste Qualität. Die Kartoffeln sind vom Bauern Maierhofer, das Kraut vom Bauern Bauer, und in die Hausmacherwürste vom Omilein kommt ausschließlich schwäbisch-hällisches Bio-Landschwein vom Metzger Bachhuber, drunter macht sie's nicht. Sie verwendet nur thüringischen Majoran und tasmanischen Pfeffer; das Mehl, aus dem sie ihre weltberühmten Butterkekse backt, lässt sie eigens dafür mahlen. Und im Ausschank gibt's ausschließlich Tegernseer Hell, Schneider Weisse und Lammsbräu Edelpils. Bloß mit dem Wein hat's das Omilein nicht so. Und von diesen Städtern, die neuerdings anreisen und dann meinen, sie müssten auf ihre Linie achten, ausgerechnet hier in ihrem Wirtshaus, von denen hat sie eine glasklare Meinung. Solchenen Deppen kannst das Geld ruhig aus der Tasche ziehen. Daher der Aldi.

»Mei, des tut mir leid. Bin gleich da, Omilein, gell?«
Aber das Omilein hat schon aufgelegt.

Im nächsten Augenblick höre ich ihre Schritte unten vor dem Haus. Und dann die Beifahrertür meines Fiat Punto.

Also schnell duschen und runter. Wobei ... ich kann auch nichts dafür, aber ich kann mir *noch* so fest vornehmen, mich morgens im Bad zu beeilen – wenn ich erst mal mit geschlossenen Augen unter der herrlich heißen Dusche stehe, sind meine Glieder wie gelähmt. Jedes Mal, wenn ich mir vornehme, mich *endlich* zu überwinden und jetzt *wirklich* das Wasser abzu-

drehen, geht meine Hand wie von selbst zum Duschgel und beginnt, meinen müden Körper noch einmal einzuseifen.

Es ist fast so, als würde unter der Dusche mein größter Wunsch wahr – einmal am Tag ganz für mich allein sein. Ganz für sich allein ist man nämlich nur selten, wenn man Mitglied einer bayerischen Wirtsfamilie ist. Vor allem, wenn die bayerische Wirtsfamilie so wie meine Familie ist.

Eine Stunde später parke ich den Punto wieder vor dem Haus. Das Omilein hat den Gurt schon in der letzten Kurve gelöst, jetzt schnappt sie sich ihre Polenmarkt-Einkaufstasche, aus der oben Grablichter, Küchenrollen und hautfarbene Kniestrümpfe rausschauen, und springt aus dem Wagen.

»Omilein!«, rufe ich empört.

Nicht dass ich ihr erlaubt hätte, auch nur eine einzige der fünfzehn Kisten Wein, die sich auf der umgeklappten Rückbank stapeln, ins Haus zu tragen, aber *anbieten* hätte sie's mir ja wohl schon können. Zumindest theoretisch.

»Heit is Bratwursttag!«, sagt sie unwirsch, knallt die Tür hinter sich zu und marschiert, dass das Herbstlaub nur so durch die Luft wirbelt, auf den Kücheneingang zu. Der weiße Langnese-Abfalleimer, der daneben steht, hat Augen, Nase und einen Mund, in den man seinen Müll wirft. Er sieht aus, als lache er mich aus.

Der Bratwursttag ist heilig in den Minghartinger Stuben. Omis Hausmacherwürste sind im ganzen

Oberland bekannt. Entsprechend ist der Donnerstag der einzige Wochentag, an dem das Geschäft auch mittags brummt – abgesehen vom Sonntag natürlich (Weißwurstfrühstück, mehr sag ich nicht). Und tatsächlich, obwohl es noch nicht einmal halb zwölf ist, sehe ich ihn auch schon, den ersten Bratwurst-Aspiranten: den Rubenbacher Sepp, der früher die Schreinerei schräg gegenüber hatte. Wie ein hungriger Tiger läuft er in seinem grauen Lodenjanker vor dem Wirtshaus auf und ab. Als er mich aus dem Wagen steigen sieht, reißt er seinen Hut vom Kopf.

»Servus, Breznkönigin!«, ruft er und lacht.

Ich verziehe den Mund zu einem Grinsen. Breznkönigin nennt er mich, seit ich mit vierzehn bei einem Schülerturnier im Minghartinger Schützenverein einspringen musste und prompt gewonnen hab, gemeinsam mit seinem Sohn Max Rubenbacher, der Wurstkönig wurde, ebenfalls gegen seinen Willen. Es gibt ein grässliches Foto von uns beiden, das eingerahmt auf Omileins Nachtkästchen steht. Max und ich in Tracht, er mit einer Kette aus dicken Regensburgern um den Hals, ich mit einer aus Brezn. Wir grinsen beide angestrengt in die Kamera, zu alt, um uns unschuldig zu freuen, und zu jung, um dem Irrsinn etwas Ironisches abzugewinnen. Siebzehn Jahre ist das jetzt ungefähr her, und seit siebzehn Jahren nennt der Rubenbacher Sepp mich so.

»Servus, Herr Rubenbacher«, rufe ich.

»Bitte?«, schreit er und zupft an seinem Ohrläppchen.

»Kauf dir a Hörgerät!«, erwidere ich, aber natürlich nur so laut, dass er's nicht hört.

»Hä?«, macht er und reißt es sich jetzt fast aus, sein Ohrli.

»Griasss eahnaaa!«, rufe ich überdeutlich und winke, als hätte ich es mit einem Dreijährigen zu tun, so lange, bis er's endlich kapiert. Er lächelt und winkt, dann sperrt die Omi die Tür zum Wirtshaus auf, und der Rubenbacher marschiert ins Haus. Ich muss nicht dabei sein, um bildlich vor Augen zu haben, was nun passiert. Er wird sich an dem Platz hinten links in der Ecke niederlassen, der schon seit Ewigkeiten »sein« Platz ist, die Speisekarte aufschlagen und froh sein, dass in dem Lampenschirm über ihm eine eigens für seine schlechten Augen eingedrehte 70-Watt-Halogenlampe glüht. Dann wird er mit geradezu rührender Gründlichkeit die Aktionskarte studieren, die auch schon dieselbe war, als er sie noch lesen konnte.

Montag: Wollwursttag

Dienstag: Ruhetag

Mittwoch: Schafkopfen

Donnerstag: Bratwursttag

Freitag: Krustenbratentag

Samstag: Haxntag

Sonntag: Weißwurstfrühstück

Alt ist er geworden, der Rubenbacher Sepp, das fällt mir wieder einmal auf. Dabei ist er noch nicht einmal siebzig. Schmal und schwerhörig und traurig sitzt er da unter seiner Lampe. Das Omilein meint, dass das daran liegt, dass seine Frau gestorben ist, kurz nachdem er in Rente ging. Wer weder arbeiten kann noch lieben, sagt sie, der verkümmert wie ein Kasten Geranien, den keiner mehr gießt.

Und da weiß das Omilein leider, wovon es spricht. Ihr Mann ist nämlich auch früh gestorben, zumindest so früh, dass ich mir nicht sicher bin, ob die Bilder, die ich von ihm im Kopf hab, meine eigenen sind oder nicht doch bloß aus alten Erzählungen und Fotoalben stammen. Sicher aber weiß ich, dass mein Opa drei große Lieben hatte: das Omilein (und ihre gute Küche), den FC Bayern und seine BMW, ein schon damals unglaublich altes Motorrad, das immer noch hinten in Papas Scheune steht. Eine schicksalhafte Kombination: Nach einem Ausflug zum Lokalderby im Münchner Olympiastadion hatte er es so eilig, rechtzeitig zum Abendessen nach Hause zu kommen, dass er irgendwo auf dem Mittleren Ring eine rote Ampel übersehen hat und von einem VW Bulli erfasst wurde. Und, na ja, was soll ich sagen? Die BMW ist einigermmaßen heil geblieben. Der Opa nicht.

Seit Opas Tod meidet das Omilein Städte, die mehr als zehntausend Einwohner haben. An schlechten Tagen ist ihr sogar schon Bad Tölz zu viel. Und sie arbeitet *nur* noch. Tag und Nacht quasi. Natürlich hat die Omi schon immer eins a gekocht, sagt zumindest der

Papa, vom selbstgemachten Kraut bis zu den handgerollten Knödeln. Aber erst nach dem Tod vom Opa hat sie angefangen, wirklich *alles* selber zu machen – die Bratwürstel, den Apfelkren, die Panade für's Backhendl. Sogar in der Ketchup-Herstellung hat sie sich einmal versucht, aber nachdem die kleine Mercedes Schaller von nebenan über ihrem Pumuckl-Teller einen Tobsuchtsanfall bekam, hat sie dann doch wieder Heinz eingeführt. Und auf den guten Händlmaier-Senf, auf den lässt sie natürlich nichts kommen.

Die einzige Zerstreuung, die sich die Omi hin und wieder gönnt, sind dienstags ihre Besuche auf dem Minghartinger Friedhof, wo sie für ein halbes Stündchen mit dem Opa spricht. Und hin und wieder liest sie die schönsten Stellen in ihren geliebten Heftchenromanen nach, in *Silvia-Schicksal*, *Bianca* und *Baccara*. Im Herzen ist das Omilein nämlich Romantikerin, nur zeigen mag sie das halt nicht. Aber ich kenne sie. Und deshalb weiß ich auch, dass es sie wahnsinnig traurig macht, wie weit ich davon entfernt bin, ihr ein paar Urenkel zu schenken. Ich hab auch keine Ahnung, woran es liegt, dass das mit mir und den Männern nie was wird. Ich meine, es ist ja nicht so, dass ich noch Jungfrau wäre. In meiner Schulzeit war ich mal ein Jahr lang mit einem Jungen aus Utting zusammen, der zwei Klassen über mir war, und während meiner Zeit in Pforzheim hat es auch mal das eine oder andere Gspusi gegeben. Und dann war da noch diese Geschichte mit Gregor, einem Wolfratshäuser Grafikdesigner, in den ich am Anfang über beide Ohren ver-

liebt war, der jedoch nach wenigen Wochen wollte, dass ich ihn, statt mit ihm zu schlafen, an einer Hundeleine im Wohnzimmer auf und ab führe und ihm sein Abendessen im Fressnapf serviere. Die Omi war todtraurig, als ich ihn verlassen habe, was kein Wunder war, ich hab es ja nie über mich gebracht, ihr den Grund für diesen Schritt zu verraten. Ohne Mann, findet die Omi, ist das doch alles nix.

»Fanny!«

Ihr Kopf erscheint im Küchenfenster.

»Was?«, rufe ich, dabei kann ich's mir denken.

Das Omilein macht eine unwirsche Geste, dann verschwindet ihr Kopf, und das Küchenfenster schließt sich. Ich hieve zwei Kartons Wein aus dem Kofferraum, trage sie ins Haus und stelle sie hinterm Tresen ab. Dann nehme ich die vier Bratwürste an Kraut aus der Durchreiche zur Küche, bringe sie dem Herrn Rubenbacher und zapfe ihm schleunigst sein Bier.

»An Guadn«, wünsche ich ihm, aber der Rubenbacher ist schon so sehr in den Genuss von Omis Würstchen versunken, er bemerkt nicht einmal, dass er nichts gehört hat.

Als ich zurück zum Tresen gehe, lugt mir die Omi durch die Durchreiche entgegen.

»I dad amoi nach deim Auto schaug«, sagt sie und grinst listig.

»Warum?«, frage ich, aber sie antwortet nicht, sondern zieht eine Augenbraue hoch und grinst noch breiter.

Mir schwant Böses. Und als ich aus dem Wirtshaus

hinaus auf den Parkplatz trete, wird meine Ahnung Gewissheit.

Wie war das? Sprach ich eben von »der kleinen Mercedes Schaller von nebenan«? Ich muss mich korrigieren. Ich hätte natürlich sagen müssen: »Mercedes Schaller, der Teufel von Mingharting.« Mercedes ist die Tochter von unserer Nachbarin Iris Schaller, ein neunjähriges Mädchen, das nicht nur verwöhnt ist bis dorthinaus, sondern auch hinterlistig und böse. So böse, dass sie ausgerechnet am Haxentag Mayonnaise in die Seifenspender im Männerklo füllt. Oder der gehbehinderten Weingschwendtner-Mami unterm Tisch die Schnürsenkel verknötet. Neulich hat sie sogar einen Karpfen aus dem Weiher hinterm Brennkessel vom Papa versteckt, wo er ihn natürlich schon nach wenigen Stunden gerochen hat – gefunden aber leider erst, als man sich in der Scheune kaum noch aufhalten konnte, ohne ohnmächtig zu werden.

Dagegen ist das hier im Prinzip lächerlich. Das Gör hat einen Karton aus dem Kofferraum aufgerissen, eine Flasche aufgeschraubt und malt jetzt mit Omis gutem Dornfelder Fratzen in den Kies. Ein Riesensmiley hat sie schon geschafft, dem entweder ein fetter Joint oder bloß die Zunge aus dem Mund hängt. Jetzt arbeitet sie an einer Rakete, zumindest *hoffe* ich, dass das längliche Objekt, das sie mit konzentrierter Miene auf unseren Parkplatz gießt, eine Rakete ist.

»Mercedes!«, rufe ich.

Das Kind schaut auf und versteckt die Flasche hinterm Rücken.

»Sag amoi, spinnst du?«, rufe ich.

Die Mercedes grinst und schmiert sich mit rotweinroten Fingern eine ihrer schwarzen Locken aus dem Gesicht.

»Jetzt hilfst mir aber auch, des Zeug ins Haus zu schleppen«, sage ich streng, aber da lässt das blöde Blag die Flasche lieber fallen und schießt wie ein geölter Blitz in Richtung Nachbargrundstück.

»Mercedes!«, rufe ich ihr entrüstet hinterher.

Da dreht sie sich noch mal um. »Mei Nam is spanisch!«, ruft sie. »I hoäß Märrsäädäss! Ned Merzedes!«

Ich strecke ihr die Zunge raus, und sie verschwindet um die Ecke.

»Märrsäädäss«, äffe ich sie leise nach und hebe die Flasche auf. Den Deckel hat das kleine Monster offensichtlich in ihrer Rocktasche verschwinden lassen. Also nehme ich die Flasche und trag sie der Omi in die Küche.

»Drecksblag, blödes«, schimpfe ich, als ich die Küche betrete und den letzten Schluck Dornfelder in die Ochsenchwanzsuppe schütete.

»Fanny«, sagt die Omi tadelnd, schleckt sich ein bisschen Brät vom Finger und sieht mich von ihrem Schemelchen aus missbilligend an. Sie hat überall in der Küche solche Schemel aufgestellt, vor der Wurstmaschine, vor dem Herd, vor dem Vorratsschrank, vor der Spüle, und zwar so, dass ich mindestens einmal täglich gegen einen davon renne. Den Traum, irgendwann einmal kurze Röcke zu tragen, hab ich längst aufgegeben: Meine Beine sind nicht einfach nur

käsig, nein, sie sehen aus wie Bavaria Blu, der mit dem feinen Blauschimmel.

»Die Kloane hat's halt a ned leicht«, sagt die Omi jetzt mit vorwurfsvoller Stimme und wirft noch eine Handvoll Majoran in den Bottich mit der Wurstmasse.

Ich verdrehe die Augen. Tatsächlich hat es das Schicksal nur so mittelgut mit dem Mädchen gemeint. Die Mutter von der Mercedes, die Iris Schaller, ist nämlich die einzige alleinerziehende Mutter im Umkreis von 20 Kilometern, und das obendrein auch noch deswegen, weil sie sich im Alter von 42 Jahren im Sommerurlaub auf La Gomera von einem spanischen Animateur hat schwängern lassen, aus Versehen. Die späte Schwangerschaft hat ihren Hormonhaushalt offensichtlich so in Wallung gebracht, dass sie von da an das Gefühl hatte, unbesiegbar zu sein. Ständig sah man sie mit kugelrundem Bauch, Fluppe und einem schönen Radler auf der Terrasse, und wenn man sie drauf ansprach, erwiderte sie bloß, das mit dem Rauchen habe den Babys früher schließlich auch nicht geschadet, und dass sie *überhaupt's ned* verstünde, warum sich alle so aufführen. Auch heute noch belehrt die Iris Schaller jede Frau im gebärfähigen Alter, das ganze Geschiss um die Schwangerschaft sei vollkommen übertrieben, man sehe sich nur ihre prächtige Mercedes an, der würd's doch an *überhaupt's nix* fehlen.

Na ja. Hirn zumindest hat sie nicht besonders viel.

»Natürlich hat sie's ned leicht, die kleine *Märrsä-däss*, aber deshalb muss sie mir das Leben ja ned a no

schwer machen«, sag ich, obwohl ich weiß, dass das ungerecht ist.

Das gibt's, glaube ich, auch nur auf dem Dorfe: die Meinung, dass das Opfer sich nicht so anstellen soll. Oder dass es im Prinzip sogar selbst schuld ist.

Als Nächstes suche ich den Papa. Wobei *suchen* vielleicht das falsche Wort ist, wenn man von vornherein weiß, wo man fündig wird. Der Papa sitzt auf seinem Sofa hinten in der Scheune, das iPad auf den Knien, und wischt hektisch auf dem Display herum, als er mich hereinkommen sieht. Wahrscheinlich habe ich ihn bei der Lektüre seiner geliebten *Kicker*-App ertappt.

»Papa, auf geht's. Wir müssen schnell's Auto ausladen«, sage ich.

»Was? Nein!«, sagt er entsetzt und fährt hoch. »Ich fang grad an zum Brennen!«

Knurr.

»Des schaut aber ned so aus, wenn i ehrlich bin.«

»Du, Fanny, wirklich. I muss jetzt anfangen, sonst werd i heit nimmer fertig«, verteidigt er sich und fängt prompt an, an seiner Destille herumzumachen.

»Ach, leck mich«, will ich sagen, aber dann verkneif ich's mir. Ich hatte ja sowieso nichts anderes erwartet. Mein Vater hilft mir nämlich nie. Mir nicht, und dem Omilein auch nicht.

Mit dem Papa und dem Wirtshaus ist es nämlich folgendermaßen:

Es gibt ja Leute, die haben das Gefühl, im falschen

Körper geboren zu sein, so wie dieser Hochspringer, der mal eine Frau war, oder diese Miss-Universe-Kandidatin, die schon als vierzehnjähriger Junge angefangen hat, Hormone zu nehmen, damit das mit dem Bartwuchs gar nicht erst was wird. Mit dem Papa ist das ungefähr so ähnlich. Er ist als Wirtssohn geboren, was, wenn man in Bayern auf dem Land lebt, quasi Schicksal ist, absolut unausweichlich. Ungefähr so zwangsläufig wie die britische Thronfolge oder die Drogenkarriere eines Rockgitarristenprosses. Das wäre nun eigentlich gar nicht weiter schlimm, weil der Papa im Grunde nicht der Typ ist, der sich groß wehrt gegen die Wendungen, die das Leben nimmt. Nur halt in dieser einen Sache, da ist er absolut entschieden: Ausgerechnet im Wirtsdasein findet er keinen Sinn. Klar, bei ein paar Gästen setzt er sich schon auch mal dazu. Wenn der Burschenverein kommt, zum Beispiel, und bei den Fußballern eh, und bei den Schafkopfern spielt er sogar mal die eine oder andere Runde mit. Aber mit dem Wirtshaus an sich, also mit der Küche oder dem Ausschank, und mit dem Serviettenbestellen und dem Mit-der-Brauerei-telefonieren? *Niente*, nichts. Allenfalls bringt er mal einen einzelnen Teller an irgendeinen Tisch, aber selbst das eigentlich nur, wenn darauf eine für ihn bestimmte Scheibe Schweinsbraten liegt und ich gerade nicht in Hörweite bin.

Was er stattdessen gern wäre? Na, sagen wir es so: Könnte man sich einer Existenzumwandlung unterziehen, dann ließe sich der Papa zum Fußballtrainer

umoperieren. Tag und Nacht studiert er den *Kicker*, *Sport-Bild* und das FC Bayern-Forum bei *Transfermarkt.de*. Das Omilein sagt, dass er die Fußballleidenschaft ganz klar vom Opa hat. Als die Mama vom Papa wird sie das schon wissen.

Zu seinem anderen Hobby fällt allerdings auch ihr nicht viel ein.

Der Papa hat in der Scheune seine eigene kleine Destille, wo er aus absurden Obstsorten und Pflanzen noch absurdere Schnäpse brennt. Kornelkirschenbrand zum Beispiel. Oder einen Geist aus Wilder Hegauer Haferschlehe. Oder Maiwipfelgeist, aus frischen Fichtensprossen destilliert. Oder er sammelt Därgelkirschen im Altmühltal und macht daraus irgendein Wasser. Und die Omi *schwört* auf den Weißdornbrand, den er aus den Büschen unten am Weiher gewinnt. Seit sie davon jeden Abend ein Glaserl trinkt, fühlt sie sich dem Herzinfarkt so fern wie ein Moslem der Leberzirrhose und schläft obendrein so fest wie ein alter Brauereigaul. Im Wirtshaus kommt Pappas Spezialkollektion leider nur so mittelgut an. Die Stammgäste, die sturen Hunde, kleben halt an ihrem Jägermeister und stoßen nach besonders schwerem Essen allenfalls mal mit einem Obstler an.

»Ach leck mich«, sage ich jetzt doch, aber wirklich nur so leise, dass es wie eine Verabschiedung klingt. Dann gehe ich zurück zum Auto und lade die blöden Kisten eben allein aus.

2

Es klingelt. Gerade jetzt, wo ich nach drei Stunden Mittagsdienst im Wirtshaus nur mal eben ganz kurz die Beine hochlegen wollte und mir dabei unbeabsichtigterweise für ein Attosekündlein die Augen zugefallen sind, macht irgendetwas Krach. Bestimmt das Omilein, denke ich, taste mit geschlossenen Lidern nach dem Telefon und hebe ab.

»Ja?«, murmele ich, doch da ist gar niemand.

Es klingelt schon wieder. Ich greife nach dem Handy auf dem Nachtkästchen.

»Hallo?«

Aber nein, keiner dran.

Komisch. Vielleicht ist es an der Tür? Im Halbschlaf kann ich die verschiedenen Klingelgeräusche ja nie so richtig auseinanderhalten, also blinzele ich mit einem Auge zur Gegensprechanlage, um zu gucken, ob das grüne Lämpchen leuchtet – und bemerke dabei, dass auf dem Schreibtisch etwas blinkt.

Es ist der Bildschirm meines Laptops. Grmpf.

Es gibt Technologien, an die werd ich mich in diesem Leben einfach nicht gewöhnen. An Computer, die am Telefon so tun, als ob sie Frauen sind, zum Beispiel. Oder an diesen blöden Kassenautomaten im Parkhaus in Bad Tölz. Und genauso wenig werde ich

mich damit abfinden, dass meine Freundin Bea mich dazu gezwungen hat, mich bei Skype anzumelden.

Ich seufze, steige aus dem Bett und sortierte mir notdürftig das Haar. Videotelefonie – ich finde ja, dass allein das Wort wie eine perverse sexuelle Praktik klingt. Ich meine, *ich* wäre ja irgendwie davon ausgegangen, dass es den meisten Menschen ganz gelegen kommt, wenn nicht jeder, der am ersten Feiertag mal eben durchklingelt, um frohe Weihnachten zu wünschen, gleich den Zustand deines Zimmers, deiner Frisur und deines Make-ups sieht. Aber offensichtlich bin ich da die Einzige. Bea zumindest ist total wild darauf, mit mir zu *skypen*.

Ich klicke auf das Symbol mit dem Telefonhörer. Ein futuristisches Geräusch ertönt, und schon habe ich meine beste Freundin auf dem Bildschirm, hübsch zurechtgemacht und – war ja mal wieder klar – perfekt frisiert und geschminkt. Seit sie in New York wohnt, ist sie *immer* perfekt frisiert und geschminkt, ganz anders als ich. Ich sehe meistens so aus, als sei ein hungriger Raubvogel über mich hergefallen, um in meiner Frisur nach Beute zu suchen: brünett, zerzaust, wirt.

Hinter Beas Rücken ist Jaspers absurd schickes Apartment zu erkennen, in dem sie jetzt lebt. Das aus Berlin importierte Gründerzeitparkett, der echte Kamin, das Paar riesiger Bodenlampen vor der Fensterfront und die Fünfzehntausend-Dollar-Sitzlandschaft aus irgendeinem besonderen Leder, Chinchilla oder Papagei oder was weiß ich. Ich muss mich gar nicht erst umdrehen, um zu wissen, wie der Hintergrund

aussieht, den Bea gerade sieht. Es war Ende der Achtziger, als der Papa den Dachboden des Gasthofs ausgebaut hat, inklusive hölzerner Wandverkleidung und Strukturtapete. Klar, als ich von Pforzheim wieder hergezogen bin, hab ich hier natürlich schon noch mal renoviert, wobei »renoviert« eher heißt: Großeinkauf bei IKEA und alles andere weiß überstreichen. Am Anfang erschien mir der Unterschied zu vorher so riesig, dass ich mich richtig wohlgeföhlt habe zwischen meinen hellen, neuen Möbeln. Aber seit einiger Zeit fallen mir die Mängel wieder auf: das billige Gummibaumparkett aus dem Baumarkt, der abplatzende Lack an den Türen und die Tatsache, dass man einem Couchtisch für 4,99 seinen Preis eben doch ansieht. Und auch die Strukturtapete ist immer noch eine Strukturtapete, egal ob geweißelt oder nicht.

»Hi«, sage ich, lasse mich vor ihr auf den Schreibtischstuhl fallen und nehme mir ganz fest vor, die Wohnung in den Weihnachtsferien auf Vordermann zu bringen.

Bea lacht auf, als sie mich sieht.

»Was?«, frage ich gereizt.

»Hast du geschlafen?« Sie kichert.

»Was? Nein! Wie kommst du denn darauf?«

Ihr Gesicht nähert sich dem Monitor, und ich muss mit ansehen, wie sie mit breitem Grinsen mein Gesicht einer sehr genauen Untersuchung unterzieht.

»Wirklich nicht?«, fragt sie dann. »Komisch, ich könnte schwören, dass das Rote da auf deiner Backe ein Abdruck deiner rechten Hand ist.«

»Schmarrn«, sage ich und reibe mir die Wange, was sie mit noch lauterem Glucksen quittiert. »Ich hab nur ganz kurz die Füße hochgelegt, bloß ein klitzekleines Minütchen.«

»Ach so«, sagt sie nur.

»Ich musste eben früh aufstehen«, rechtfertige ich mich.

»Verstehe.«

»Ja! Die Omi musste zum Aldi ...«

»... und da hat sie natürlich keiner außer dir fahren können.«

Ich erröte.

»Der Papa musste brennen«, verteidige ich ihn schwächlich.

»Und deine Mutter war im *Office*«, sagt sie und wackelt mit den Augenbrauen.

Jetzt muss auch ich lächeln. Meine Mutter hat vor ein paar Jahren ein einwöchiges Office-Management-Seminar in einem Schulungszentrum in Frankfurt gemacht. Seither redet sie ständig nur noch von *Workflow* oder *Change-Prozessen* – dabei ist sie bloß die Sekretärin des hiesigen BayWa-Regionalleiters, und ihr Einkommen reicht gerade so, um den Papa mit zu ernähren. Manchmal hab ich das Gefühl, sie will mit ihrem professionellen Getue bloß darüber hinwegtäuschen, dass sie es in ihrem Leben nicht so weit wie erhofft gebracht hat, nämlich, sich als Gattin eines erfolgreichen Unternehmers präsentieren zu können – beim Friseur zum Beispiel oder im Nagelstudio oder bei der Kosmetikerin. Als sie bemerkt hat, dass der

Typ an ihrer Seite mitnichten vorhat, sich zum erfolgreichen Stargastronomen aufzuschwingen, war sie bereits mit ihm verheiratet und mit mir schwanger. Am Anfang hat sie noch versucht, ihren Mann zu seinem Glück (oder besser gesagt, zu ihrem Glück) zu zwingen, aber irgendwann hat sie es aufgegeben. Seither macht halt jeder bloß noch so sein Ding: der Papa seine Schnäpse und die Mama Diät.

»Mei, die Mama muss halt ihre *Work-Life-Balance* im Visier behalten«, sage ich, und obwohl das natürlich nicht so wahnsinnig komisch war, lachen wir jetzt beide, so wie früher manchmal, herzlich und ausgiebig.

Bea weiß alles über mich und meine Familie. Wirklich *alles*. Sie ist im einzigen Plattenbau des ganzen Oberlandes aufgewachsen, der zufälligerweise genau im Nachbardorf stand. Ihr Vater ist Lehrer an der Volksschule und ihre Mutter stand jahrelang beim Bachhuber hinter der Theke. Nach dem Abitur haben wir uns beide in Pforzheim auf der Goldschmiedeschule eingeschrieben. Wir haben zusammen in einer WG am Rande der Altstadt gewohnt und nächtelang nichts anderes gemacht, als uns bei Rotwein und selbstgemachter Bolognese-Sauce unsere tiefsten Geheimnisse und Wünsche zu erzählen.

Goldschmiedekunst – für uns beide war das damals *der* Traumberuf. Wenn wir da im Kerzenschein an unserem kleinen Esstisch saßen, malten wir uns aus, wie es sein würde, wenn wir erst unseren eigenen, gemeinsamen Laden hätten, irgendwo, wo das

Leben viel mehr zu bieten hat. In München oder Augsburg oder Nürnberg. Wir stellten uns vor, wie herrlich es sein würde, frei und unabhängig zu sein und das zu machen, was *wir* wollten, und darauf zu pfeifen, was unsere Familien dazu sagten. Aber als wir die Schule abgeschlossen hatten und fast schon mit der Anschlusslehre fertig waren, die wir beide in ähnlich verschnarchten Pforzheimer Juweliergeschäften absolvierten, lernte Bea auf einer Party einen Pforzheimer Steuerberater kennen, in dessen Kanzlei sie gleich nach Ende unserer Ausbildung als Teamassistentin einstieg. Mann, war ich da enttäuscht. Unser eigener Laden war in weite Ferne gerückt. Und als dann auch noch die Babsi schwanger wurde, die damals an meiner Stelle in den Stuben die Kellnerin gemacht hat, und das Omilein lauthals meine Rückkehr nach Mingharting verlangte, war es mit der Träumerei endgültig vorbei.

Die Jahre rasten nur so dahin, während ich mich im Wirtshaus abrackerte und die Bea sich im Büro von ihrem Typen. Es war so viel zu tun, dass ich immer nur an Weihnachten merkte, dass schon wieder ein Jahr vergangen war. Irgendwann gab es zwischen Bea und ihrem Typen eine Krise (eine sehr, sehr blonde und schlanke Krise, die plötzlich schwanger war), und Bea lernte einen New Yorker Anwalt kennen – ausgerechnet auf der Flucht zu mir, beim Umsteigen am Frankfurter Hauptbahnhof. Dann ging alles ganz schnell: Sie verließ den Steuerberater, zog zu Jasper nach New York, und sechs Wochen später fand die Hochzeit auf

den Virgin Islands statt, direkt am Strand, mit Blumen im blonden Haar und nur ganz wenigen Gästen. Es war das erste Mal überhaupt, dass ich Europa verließ. Zum Glück half mir Bea, den monströsen Sonnenbrand, den ich mir gleich am ersten Tag holte, mit Make-up zu kaschieren, sodass man ihn auf den Hochzeitsfotos, die Jaspers cooler Fotografenfreund machte, kaum sieht. Ein Jahr ist das jetzt her.

Inzwischen wohnt sie in einer Gegend namens Park Slope in Brooklyn, in einem sogenannten *Brownstone*. Die Ecke muss total in sein, denn allein in ihrer Straße wohnen Tom Hanks und drei berühmte Schriftsteller. Und seit Kurzem arbeitet sie sogar wieder als Goldschmiedin, in einem Laden, in dem Hollywoodstars ihre Verlobungsringe bestellen. Vor ein paar Monaten kam sogar James Franco vorbei und hat sich umgesehen – und das, obwohl er Single ist. So cool ist der Laden.

»Ach, Fanny«, sagt Bea, als wir uns wieder beruhigt haben. »Du musst echt zusehen, dass du langsam mal wegstommst aus deinem Dörfchen.«

»Ach ja?«

Das versetzt mir einen Stich. Seit Bea weg ist, redet sie ständig davon, wie toll und befreiend es sei, ein neues Leben anzufangen.

»Ja, Fanny«, sagt sie mit abgeklärter Miene.

»Danke für den Tipp«, sage ich zynisch.

»Ich meine es ernst, Fanny. Wenn du immer nur rumsitzt und wartest, dass von alleine etwas passiert, passiert am Ende womöglich gar nichts.«

»Du tust grad so, als gäb's da draußen wer weiß wie viele freie Stellen für Goldschmiede, die alle bloß drauf warten, dass ich mich um sie bewerbe. Außerdem sitze ich nicht rum. Ich schufte wie eine Idiotin.«

»Fanny, das meine ich nicht«, sagt sie und schaut mich über den halben Globus hinweg an wie eine ... keine Ahnung. Wie eine Grundschullehrerin.

»Hab ich dir von der letzten Stelle erzählt, auf die ich mich beworben habe? Diese Internet-Trauringfirma?«, fahre ich sie an, viel heftiger, als ich eigentlich will.

»Ja, Fanny, hast du. Das war blöd, aber ...«

»Das war *blöd*?«

Ich schnappe nach Luft. Blöd nennt sie das! Oh, wenn ich nur daran denke! *Trau(m)ringe online* hieß der Laden, bei dem die Kunden allen Ernstes die Möglichkeit hatten, ihre Ringe in einem sogenannten *Trau(m)ringkonfigurator* selbst zu designen. Meine Aufgabe wäre es gewesen, diese Machwerke dann in Gold zu gießen. Als ich dort war und sah, wie ein Dutzend trauriger Goldschmiede in einer riesigen Container-Werkstatt hässliche Schmuckkanten in viel zu dicke Goldreife frästen, beschloss ich, lieber lebenslänglich Fleischpflanzerl mit Kartoffelsalat zu servieren, als mir das anzutun.

»Fanny, das meine ich nicht.«

»Was meinst du denn dann?«, frage ich und starre wütend in die kleine Kamera auf meinem Laptop.

»Du musst endlich mal dein Leben in die Hand nehmen.«

»Ach ja?« Ich funkle sie an. »Nennt man *zufälligerweise mit einem reichen Mann zusammenstoßen* jetzt neuerdings *sein Leben in die Hand nehmen*? Alles, was du in New York hast, hast du doch von Jasper: deinen Job, deinen Friseur, sogar deine neuen Freunde, also tu nicht so!«

Bea wird rot, aber dann findet sie in ihren selbstbewussten Gesichtsausdruck zurück.

»Es geht hier aber nicht um mich.«

Wieso eigentlich nicht? Ich sehe sie an, aber ich sage nichts.

»Es geht um dich, Fanny. So viel Talent auf einem Haufen! Und du vergeudest es, als gäbe es überhaupt keine Möglichkeiten!«

»Es gibt auch keine!«, sage ich trotzig.

»Ach Fanny«, sagt sie.

Sie sieht mich traurig an und ich bekomme sofort ein schlechtes Gewissen. Früher haben Bea und ich uns nie so gestritten. Ganz im Gegenteil: Über die meisten Sachen waren wir fast schon erschreckend ähnlicher Ansicht, und wenn nicht, dann war es uns irgendwie auch wurscht. Aber seit sie in New York ist, ätzen wir uns ständig an. Und insgeheim weiß ich auch, wieso: Weil ich eifersüchtig bin, eifersüchtig und neidisch. Ich hätte auch gern einen Ritter, der auf seinem weißen Klepper um die Ecke getrabt kommt und mein Leben für mich regelt. Leider traben hier allenfalls weiße Opels vorbei, und ihre Halter sind allesamt jenseits der Fünfzig und meist auch der drei Promille. Alle, mit denen ich in der Schule war, sind weg, schon

lange. Die Bea in New York, der Max in Berlin ... und die, die noch da sind, sind verheiratet, haben Kinder, Wohnzimmerwände von Möbel Mahler und ein Carport vor dem Haus.

»Tut mir leid, Bea, es ist nur ...«

»Ich weiß«, unterbricht sie mich. »Ich weiß doch.«

Wir schweigen, und mir wird ganz warm ums Herz, weil das Wichtigste im Leben doch ist, dass man sich ohne Worte versteht. Ich meine, ist doch so, oder?

»Und sonst?«, fragt sie mich und schaut mich liebevoll an.

»Ach, Bea. Wenn du wüsstest.«

Und dann ratschen wir.

Eine halbe Stunde später beenden wir das Gespräch, versöhnt, fröhlich, als alte Freundinnen. Während wir uns verabschieden, geht es mir so gut wie schon lange nicht mehr. Doch dann verschwindet Beas Gesicht vom Monitor, und als ich meinen Laptop zuklappe, überkommt mich eine Traurigkeit, die ich bis hinab in die Zehenspitzen spüre.

Ich stehe vom Schreibtisch auf, gehe zum Fenster und sehe hinaus. Zu meinen Füßen liegt der Parkplatz, auf dem man immer noch die Überreste der Dornfelder-Malereien des Teufels von Mingharting sieht. Nach rechts geht es ins Dorf hinein, wo rund um den Maibaum Dorfkirche, Telefonzelle, ein Schaukasten mit den Gemeindeinformationen und der Edeka versammelt sind. Aber wenn man nach links blickt, wird einem klar, wie fernab von allem Mingharting liegt:

Bis an den Alpenrand hin erstrecken sich Hügel und Felder, und wenn an einem Herbsttag wie heute die Sonne scheint, ist es, als ob die Landschaft in tausend Farben glüht, in Gold und Kupfer und Braun. Ich starre auf die Baumgruppe, die sich nicht weit entfernt zwischen den Äckern erhebt, auf die Bank und das Marterl, die darunter stehen. Eine Landstraße schlängelt sich an dem Ensemble vorbei, aber es passiert nur ein paar Mal am Tag, dass man aus der Richtung ein Auto kommen sieht. Darüber ein Himmel, der irrsinnig klar und hell und hoch ist.

Ich seufze und spüre, wie in meinem Hals ein Kloß wächst. Ich meine, das ist meine Heimat, oder? Das alles hier. Und eigentlich mag ich auch die Arbeit im Wirtshaus ganz gern, aber natürlich hat Bea recht, das kann nicht alles gewesen sein. Sieben Jahre ist das jetzt her, dass ich aus Pforzheim hierher zurückgekommen bin, sieben Jahre, die wie im Flug vergangen sind, und in denen ich davon geträumt habe wegzugehen. Ich müsste endlich etwas anfangen mit meinem Leben. Und natürlich muss ich auch endlich raus aus Mingharting, wo die Welt doch irgendwie bloß stillsteht. Aber andererseits – wo soll ich denn hin? Nichts und niemand da draußen wartet auf mich, in New York nicht und in München nicht, und in Bad Tölz leider auch nicht.

Wie immer, wenn ich Trost suche, wandert meine Hand hinauf zu meinem Dekolleté und umfasst den Anhänger, der dort an einer Halskette hängt. Er ist aus billigem 925er Silber, und doch ist er unglaub-

lich wertvoll für mich. Er war eines der ersten Stücke, die ich in meiner Ausbildung selbst entworfen und realisiert habe. Es ist ein ganz schlicht gefasster, ungeschliffener Rohdiamant. Er sieht von außen grün-gräulich und unförmig aus, fast hässlich, und nur, wer sich auskennt, kann ahnen, was in seinem Innern schlummert, was zum Vorschein kommen würde, wenn man ihn aus seiner Kapsel befreien und schleifen würde. Die anderen haben mich für verrückt erklärt, als ich ihnen den Anhänger gezeigt habe. Wie ich nur auf die Idee käme, ausgerechnet einen Diamanten zu verwenden, dem man gar nicht ansieht, dass er einer ist? Aber ich fand, dass doch genau so das Leben ist. Die allergrößten Schätze findet man ja auch immer dort, wo man sie überhaupt nicht vermutet – und die wertvollsten Menschen ohnehin. Das Omilein zum Beispiel: von außen Dörrobst, aber innen ein Herz von einem Menschen und quietschfidel. Oder meine beste Freundin: Dass ich die in einem Derbolfinger Plattenbau finden würde, hätte auch keiner gedacht.

Ich habe so viel ungewöhnlichen Schmuck gemacht. Ohringe in der Form kleiner, goldener Papierschiffchen. Ketten, die aussahen, als bestünden sie aus winzigen Vergissmeinnicht-Blüten. Eine winzige Kassette als Kettenanhänger, inklusive Tonband und drehbarer Bandwickel.

Ich war einmal so kreativ. Und jetzt? Jetzt bin ich nur noch Kellnerin.

Ich stolpere ins Bad und lasse auf dem Weg dort-

hin meine Klamotten auf den Boden gleiten. Dann stelle ich mich unter die Dusche. Ich drehe den Hahn ganz auf und spüre, wie mir das heiße Wasser über den Nacken rinnt. Die Kette nehme ich nie ab, auch jetzt nicht.

Ich greife zum Duschgel und seife mich ein, wasche mir die Haare, obwohl ich das heute Morgen schon einmal getan habe. Doch dann, plötzlich, drehe ich, statt mein Ritual wie sonst ewig hinauszuzögern, das Wasser wieder ab und mache mich fertig.

Nicht einmal träumen mag ich noch, so entmutigt bin ich.

Es ist halb sechs, als ich die knarrende Treppe hinunter zum Gasthaus tapse. Mein Gespräch mit Bea klingt immer noch nach, aber schon bald läuft das Abendgeschäft, und wie immer am Bratwursttag füllt sich unser Lokal wie nichts.

Mingharting ist ein putziges Örtchen, so klein, dass man sich nicht einmal die Absätze neu besohlen lassen kann, ohne dass sich irgendeiner dazu äußert. Fünfhundert Einwohner, vier Vereine (Schützen-, Burschen-, Fußballverein und Schafkopf-Club), weiß getünchte Häuser mit Geranien vorm Balkon und grün lackierten Fensterläden. Aber am Bratwursttag kommt nicht nur das Dorf, sondern der halbe Landkreis – Großeltern, Enkel, Kinder, eine Geburtstagsrunde, Gemeindebeamte, Ärzte, Bauern. Ich muss mich so sehr beeilen, mit dem Servieren nachzukommen, dass mein Kummer in den Hintergrund rückt.

Ich trage Teller um Teller zu den Tischen, zapfe Spezi und Wasser und Bier, kassiere und gebe Zigaretten-geld raus, und als der Brunner Adi ein Spassettl über das Trinkverhalten unseres Bürgermeisters macht, da lache ich schon wieder.

Auch das ist etwas, was du als Wirtstochter lernst: Du musst den Kopf immer so schnell wie möglich wieder über Wasser kriegen.

Zwischendurch schaut der Papa vorbei, um sich eine Halbe und zwei Bratwürstel zu holen, die ihm das Omilein mit einem Klacks Develey-Senf und etwas Kraut in eine aufgeschnittene Semmel drückt, und mit denen er gleich wieder in der Scheune verschwindet. Kurze Zeit später huscht die kleine Mercedes herein und will ebenfalls zwei von Omis Spezial-Hot-dogs: einen für sich und einen für ihre Mami, und für die gleich noch eine Radler-Halbe. Später dann, als nur noch ein paar Leute vom Gemeinderat am Stammtisch sitzen, flattert auch noch die Mama vorbei, die festgestellt hat, dass sie es ohne Abendessen doch nicht aushält und sich nur noch schnell einen Salat mit Putenstreifen mit nach oben nehmen will, flankiert von einer schön eingeschenkten leichten Weißen. Die Omi grummelt, denn Frauen auf Diät sind ihr ein Graus, erst recht am Bratwursttag. Wer nicht essen kann, kann auch nicht lieben, da ist sie sich sicher – eine Regel, die sie durch die Mama direkt bestätigt findet. Was dann doch wieder ein bisschen ungerecht ist. Denn lieben kann die Mama durchaus, bloß halt vor allem sich selbst. Während sie also darauf wartet,

dass das Omilein ihr den Salatteller garniert, setzt sie sich in eine ruhige Ecke und versenkt sich mit mönchischer Ruhe darin, sich die Fingernägel zu lackieren. Dann trägt sie ihr Abendessen mit gespreizten Fingern in den ersten Stock, um bei einer Folge *Sex and the City* oder *Falcon Crest* auf DVD darin herumzupicken.

Es ist also ein Bratwursttag wie jeder andere auch. Es wird spät, die Omi macht den Herd aus, ich bringe den Gemeinderäten noch eine Lage Obstler hinter an den Tisch. Der Huber Sepp nimmt gerade seinen Hut von der Bank und verabschiedet sich, da öffnet sich plötzlich die Tür, und ein hochgewachsener Mann steht vor mir, breitbeinig wie ein Cowboy, aber elegant gekleidet, der Kopf kahl, Verblüffung im Gesicht. Ich starre ihn an, und plötzlich beginnt er zu strahlen – wie ein Kind, das zum ersten Mal in seinem Leben vor einem Weihnachtsbaum steht.

Und dann bricht es aus ihm heraus: »Das ist ja *geil* hier!«

3

»Grüß Gott«, sage ich, ziemlich erstaunt, weil, na ja: Normalerweise finden unsere Gäste das Wirtshaus schon gemütlich und hübsch und auch nett eingerichtet. Ist es ja auch, mit dem uralten, durchgetretenen Dielenboden und den langen, dunklen Tischen und Bänken. Da sind die alten Messinglampen aus den Zwanzigerjahren, die mein Uromilein mal bei einer Wiener Kaffeehausauflösung erstanden hat und die jetzt von den krummen Deckenbalken baumeln: Es gibt jede Menge alte Bauernmalereien und Wanduhren. Und Kruzifixe, die schon lange ausgemustert wären, wenn es hier nicht nach der Omi ginge sondern nach mir. Vor den Fenstern hängen altmodische Spitzengardinen, und in den Fenstern stehen jede Menge Zwerge, Wolpertinger und anderes Getier. Wie gesagt, die meisten Gäste finden das alles topgemütlich und urig. Aber »geil«? Ich weiß nicht. Die Stammtischler staunen auch nicht schlecht, aber wahrscheinlich nicht sosehr über das Lob als vielmehr über den Typen.

»Grüß Gott«, grinst der in einem Dialekt, der eindeutig nicht bayerisch ist, und lacht dann wie über einen total gelungenen Witz. Obwohl er noch nicht besonders alt zu sein scheint, vielleicht allenfalls Anfang vierzig, hat er überhaupt keine Haare auf dem

Kopf – so kahl wie der ist selbst der Metzger Bachhuber nicht, und über den machen sie schon Witze. Statt Frisur trägt der Typ einen grauen Pullunder aus sichtbar teurer Wolle, ein hellblaues Hemd und eine dunkelgraue Krawatte, die allen Ernstes *gestrickt* ist.

»Sagen Sie, kriegt man noch etwas zu essen bei Ihnen?«

»Äh«, mache ich und sehe in Richtung Durchreiche. Die Omi ist höchstwahrscheinlich schon am Saubermachen, aber andererseits: So furchtbar spät ist es auch wieder nicht, vielleicht grad mal Viertel nach zehn. Und außerdem ist irgendetwas an dem Typen dran, dass man ihm seinen Wunsch nicht abschlagen will. Zumindest klang die Frage nach dem Essen eigentlich eher ein bisschen wie ein Befehl.

»Logisch!«, sage ich.

Aus der Küche flucht es. Dann wird, laut und deutlich vernehmbar, die Würstelpfanne wieder auf den Herd geknallt. Wenn die Omi will, dann hört sie wie ein Luchs. Der Huber Sepp nutzt die kurze Ablenkung, um sich hinter dem Rücken des Typen aus dem Lokal zu stehlen.

»Pfiati, Fanny«, formt er dabei lautlos mit den Lippen und macht die universelle Geste für »Anschreiben, bitte«. Ich nicke und winke ihm einen heimlichen Abschiedsgruß.

»Geil«, strahlt der Typ.

»Da hinten?«, frage ich und deute in eine Ecke.

»Perfekt!« Der Kerl schlendert zu dem Tisch und setzt sich. Dass ihn die Stammtischler schweigend da-

bei beobachten, scheint ihn nicht im Mindesten zu stören. Ganz im Gegenteil, man hat fast das Gefühl, er würde seine eigene Anwesenheit genießen.

Ich hole eine Speisekarte und reiche sie ihm.

»Und? Derf's scho was zum Trinken sein?«

Er strahlt mich an, dann sagt er: »Ja, unbedingt! Ein Weizenbier, bitte!«

Vom Stammtisch her hüstelt's, ich verkneife es mir, schmerzhaft das Gesicht zu verziehen, und verschwinde hinterm Tresen. Bei uns heißt es natürlich *Weißbier*, nicht Weizen. Wer Weizen sagt, outet sich als Sau-preiss, oder, noch schlimmer, als Berliner. Wo der Typ wohl herkommt? Ich stelle ihm sein Bier hin, als sei nichts. Immerhin hat er keinen Rotwein geordert.

»Fanny, machst uns noch a Lage«, ruft der Brunner Adi vom Stammtisch herüber.

Aha. Gerade eben hat er noch groß angekündigt, dass er morgen früh raus und jetzt wirklich langsam in die Gänge kommen müsse. Aber jetzt scheint er sich's anders überlegt zu haben. Offensichtlich macht es ihn unruhig, dass ich mich plötzlich so freundlich um einen Fremden kümmere.

Dabei hab ich dem Adi mehr als einmal erklärt, dass bei mir für Männer über fünfzig nichts zu holen ist, vor allem nicht für welche, die von ihrer Mutter nach einem kleinen, berühmten Vegetarier mit Schnauzer benannt worden sind. Und das ist nicht nur ein Gerücht. Die Mutter vom Adi hat's dem Omilein höchstpersönlich erzählt – und prompt Lokalverbot dafür bekommen. Und weil der arme Adi für seine skru-

pellose Mutter natürlich nicht im Geringsten etwas kann, kriegt er von der Omi stets besonders große Portionen, als Trost quasi. Leider hat das zur Folge, dass der Adi seither denkt, *ich* meine es besonders gut mit ihm. Ganz egal, wie schnippisch ich ihm die Teller serviere, der Adi ist sich sicher, dass ich insgeheim und vielleicht sogar, ohne es selbst zu wissen, scharf auf ihn bin.

»Aha. Ganz plötzlich ist der Durscht wieder da, gell, Adi?«, necke ich ihn.

Der Adi grummelt, aber das kümmert mich nicht. Grummeln tut der Adi nämlich ständig.

»Und, zum Essen?«, frage ich den Glatzkopf und zücke das Blöckchen, das mit Werbung für *Spezi Energy* bedruckt ist.

Der Mann starrt auf die Karte, als gewähre sie Einblick ins Reich der tausend Jungfrauen oder in irgendein anderes Paradies, dessen Tore sich erstmalig vor ihm öffnen.

»Erde an Gast? Hallo?«, frage ich noch einmal.

»Das klingt ja alles so *geil*«, sagt er abwesend und ohne aufzusehen.

»*Schmeckt* auch alles *geil*«, imitiere ich ihn amüsiert.

»Können Sie mir nicht einfach was empfehlen?«, fragt er und sieht mich an.

Pfff ... diese Frage *hasse* ich ja. Natürlich kann ich ganz grundsätzlich *alles* empfehlen, was auf der Karte steht, denn erstens hat es das Omilein gekocht, und zweitens hätten wir es sonst ja nicht auf der Karte.

Also, was, bitte schön, soll ich darauf sagen? Nur ganz selten mal, wenn die Omi sich verschätzt hat und irgendwas weg muss, zischt sie mir durch die Durchreiche zu, dass ich zusehen soll, den blöden Braten oder die Haxen loszukriegen. Was heute aber nicht der Fall war.

»Was ist denn am allerbesten hier?«, fragt der Weizen-Typ noch einmal.

Am allerbesten! Gähnen.

Ich erkläre ihm, dass heute Bratwursttag ist, und dass die Omi die Bratwürstel selber macht und zu Recht für sie berühmt ist.

»Ihre Großmutter macht die?«, fragt er und sieht mich ungläubig an.

»Freilich«, sage ich, ohne einen Schimmer, was der Piefke so bemerkenswert daran findet, eine Omi zu haben.

»Und was gibt's dazu?«

Blöde Frage. Ich schau ihn ausdruckslos an.

»Wokgemüse«, sage ich.

»Echt?«, sagt der Kerl.

»Ja, so ein Schmarrn. Kraut natürlich!«

»Ein Glück! Her damit!«

Zwei Stunden, nachdem ich dem neuen Gast – von dem ich inzwischen weiß, dass er Quirin Eichelmann heißt und tatsächlich aus Berlin kommt – seine Portion Bratwürstel gebracht habe, öffnet er schließlich doch noch seinen Gürtel. Endlich, muss man sagen, denn ich hatte mich schon ernsthaft gefragt, wie er

das alles in sich reinbringt: Nach den Bratwürsteln hat er sich eine Portion Nierchen in Senfsauce bestellt, danach einmal Ochsenbäckchen mit Selleriestampf, dann noch eine Vorspeisenportion ausgebackenes Kalbsbries. Das ganze begleitet von einer Portion Kartoffelsalat, einmal Bratkartoffeln und einem Knödel mit noch mehr von der Ochsenbackensauce, dazu drei Weißbier, zwei Helle, ein großes Wasser. Bei den Stammtischlern, die selbst allesamt gute Esser sind, wurde vor Verwunderung kaum noch geredet, und als dieser Eichelmann dann auch noch ein Glas Wilde Apfelquitte aus Papas Spezialkollektion bestellt hat, haben sie vor Schreck oder aus Protest gleich auch noch eine Lage geordert, und zwar Jägermeister, wie's sich hier gehört. Nur für den Brunner Adi war das der Zeitpunkt, nach Hause zu gehen – recht verschnupft und mit einer Visage, aus der mir die Vorwürfe nur so entgegengesprungen sind. Was mir natürlich egal war.

Auf alle Fälle hat Quirin Eichelmann nach der Apfelquitte gleich noch einen Schnaps bestellt, dann noch einen und dann noch einen, und alle wurden von ihm mit tief empfundenen Worten des Lobes bedacht.

»Hammer.«

»Sooo der Hammer.«

»Geil.«

Der Papa hat inzwischen übrigens Wind davon bekommen, dass im Wirtshaus Ungewöhnliches im Gange ist, und hat sein Exil in der Scheune verlassen, um zu sehen, wer der Pfundskerl ist, der sich

da so inbrünstig seinem Hausgebrannten widmet. Jetzt serviert er Quirin Eichelmann höchstpersönlich den nächsten Schnaps, den zwölften, meine ich, aber vielleicht hab ich mich auch verzählt. Und, wer hätte das gedacht: Er benutzt sogar ein Tablett dafür. Plötzlich.

Hab ich doch schon immer vermutet. Wenn er nur wollen tät, tät das mit dem Servieren schon gehen.

Die Stammtischler sind inzwischen so betrunken, dass sie sich kollektiv entscheiden zu gehen, ganz kleinlaut und ohne das Trara, mit dem sie sich sonst immer verabschieden.

Nur der Gschwendtner Toni hebt den Hut: »Habe die Ehre«, sagt er leise, aber auch das klingt ganz veruschelt.

Dann sind wir allein, der Papa, der Eichelmann und ich. Das Omilein klappert noch ein bisschen in der Küche vor sich hin, wahrscheinlich stinksauer wie immer, wenn Gäste vergessen, wo ihr Zuhause ist. Für sie als Wirtin ist es Ehrensache, erst ins Bett zu gehen, wenn sich auch der letzte Gast auf den Heimweg gemacht hat, ganz egal, wie müde sie ist. Ich würde auch gern langsam mal Heia machen, aber dieser Eichelmann ist einfach nicht totzukriegen.

»Was isssn diss jetz?«, fragt er, als der Papa ihm das Glas hinstellt. Immerhin, wenigstens ist seine Zunge inzwischen müde.

»Preiselbeergeist«, sagt der Papa und lässt sich neben ihm auf die Bank fallen.

»Auch von dir?«, fragt der Eichelmann erstaunt.